

Antfang folgend
10 Mr.
888
anerkennung
eile
sende.
aus dem
der Sendung
auf die
nicht in
Kriegern, b
an die
mittel
nusthat
eher haben
obach wir
anndhaften
gehörigen
einer Feld
Rathaus
en zu wollen
Liebesgabe
fiert.
Mehel
K. 8.
Rommanbe
e Macht
ebung.
den 22. 8.
schlicht
88. 8.

Blätter

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

Nr. 34.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Disthal.

1915.

Das Haus ohne Spiegel.

Novellette von Richard v. Wurmb.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sehr oft legte Helene sich bangen Herzens die Frage vor: Soll das immer so weitergehen, Woche um Woche, Jahr um Jahr? Man aß und trank im Witwenhause gut, aber das war auch das einzige, was ein vernünftiger Mensch an diesem spiegellosen Gefängnis schätzen konnte. Ja — Gefängnis, das war die richtige Bezeichnung, denn selbst in die Kirche kam man nicht, geschweige denn in die Nachbarschaft.

„Gott hört mich auch in meiner Kammer,“ sagte die alte Dame, „und die Nachbarn würden mich mit ihrem langweiligen Geschwätz peinigen.“

Eines Abends ging sie mit dem jungen Mädchen im Garten hin und her. Da blieb sie plötzlich vor dem langen Rasenplatz mit den Lebensbäumen stehen und sagte: „Mein liebes Kind, morgen ist ein großer Tag. Morgen werden es zweiundsechzig Jahre, daß ich am Arme meines unvergesslichen Vaters zum ersten Male den Ballsaal betrat. Es war ein Sommerfest, das die Prinzessin Margarete gab. Ich trug ein weißes Kleid mit einer blauen Schärpe und dunkelrote Rosen im Haar. Diesen Tag feiere ich schon seit langen Jahren wie ein Feldherr seinen ersten Sieg. Alle meine guten Freunde und Freundinnen werden kommen, meine Eltern, auch mein Bruder, der auf dem Schlachtfeld fiel. Wir sind zusammen vierundzwanzig Personen. Es wird sicher sehr nett werden.“

Helene versuchte zu lächeln, dabei entsetzte sie sich. Das konnte man schon nicht mehr unter die Schrullen rechnen, das war einfach verrückt.

Und da sah sie, wie die alte Dame die Hand ausstreckte und die Lebensbäume zählte. Auf jeden einzelnen wies sie hin und nannte einen Namen. Es waren dreiundzwanzig.

Dann sagte sie weich: „Dreiundzwanzig liebe Gäste. Wenn einer starb, pflanzte ich einen Baum, nun ist die Reihe voll. Morgen werden sie mit mir tafeln wie so oft schon.“

Sie schwieg und nickte den Lebensbäumen zu. Die standen starr und steif auf dem grünen Rasen, und ihre dunklen Spitzen hoben sich scharf vom lichten Abendhimmel ab.

Dann fuhr sie fort: „Dieser dort, den ich kurzweg Paul nannte, ist es, der mich vergötterte wie sonst keiner. Auch er wird kommen.“

Helene erbleichte und zitterte ein wenig. Das war ja furchtbar! Heller Wahnsinn! Sie nahm sich aber zusammen und sagte, um die alte Dame auf andere Gedanken zu bringen: „Warum haben gnädiges Fräulein ihn nicht geheiratet? Wenn man liebt, ist man auch treu.“

„Er hatte schwarze Augen und Haare; das mag ich nicht.“

„Aber schwarze Augen sind doch schön!“

Das alte Fräulein kniff den Mund zusammen. „Am besten ist es, gar nicht zu heiraten — merken Sie sich das. Der Apostel Paulus rät es allen Christen. Was ein Apostel sagt, muß wahr sein.“

„Aber dann würde ja das Menschengeschlecht —“

Sie vollendete nicht und errötete heftig.

Die alte Dame sah es und lachte. Es klang ein wenig hart, aber doch gutmütig, und dann sagte sie: „Mir wäre das völlig gleichgültig. Ich kümmerge mich um die Zukunft nicht. Die Ehe ist ein Weiden. Die meisten Männer heiraten ja nur, weil sie müssen. Gewöhnlich brauchen sie die Frau so notwendig wie der ausgediente Offizier die Pension, um leben zu können. Die Frauen aber heiraten, weil sie erwarten, der Mann werde ihre Illusionen in Wirklichkeit verwandeln. Das Resultat ist natürlich eine beiderseitige Enttäuschung.“

War das Ernst oder Spott? Das junge Mädchen wunderte sich; halb närrisch, halb weise kam es ihr vor. Noch nie hatte man so mit ihr über die Ehe gesprochen.

„Meine ältere Schwester heiratete einen Lehrer. Er ist vierundzwanzig, sie neunzehn. Wie glücklich leben die beiden!“

„Ja, das lebt so hin seit Adams Zeiten. Aber an solche Leute dachte ich nicht.“

„Aber wir sind doch alle Menschen!“ rief Helene außer sich über den Hochmut, der da zum Vorschein kam. „Und ist nicht Liebe ein allgemeines Gut?“

„In einer wahrhaft glücklichen Ehe herrscht die Gleichgültigkeit, und die Gesellschaft stellt den Geist über die Liebe.“

Schweigend gingen sie ins Haus zurück. Auf der Treppe blieb die alte Dame stehen und sagte: „Also morgen abend! Liebes Kind, meine Gäste sollen Sie nicht schreden, speisen Sie deshalb auf Ihrem Zimmer.“

War sie wirklich wahnsinnig? Aber sie sprach so ruhig, so lieb und freundlich; es war kaum denkbar, daß ihr Geist umnachtet sei. Und da tauchten plötzlich allerhand unklare Ideen von Schatten und Gespenstern im Kopf des jungen Mädchens auf. Rühmen sich nicht die Spiritisten, die Seelen der Gestorbenen bannen zu können? Vielleicht war die Alte eine Spiritistin.

Die schien diese Gedanken zu erraten und sagte lächelnd: „Sie sitzen mit mir an der Tafel, die guten Freunde und Verwandten, essen und trinken und plaudern wie einst. Vielleicht bringt auch mal einer auf und bringt einen Trinkspruch auf den König aus, und dann folgt sicher ein anderer mit ein paar Worten auf die Damen. Sie aber, liebe Helene, würden es nicht hören, auch wenn sie mitten unter ihnen säßen, und würden sie auch nicht sehen.“ Da Helene betroffen schwieg, fuhr sie fort: „Ich habe einen Brief erhalten, lesen Sie ihn



Fürst von Hohenlohe-Schillingenburg,
der stellvertretende deutsche Botschafter in Konstantinopel. (S. 136)

Und dann begann das seltsame Fest. Helene horchte an der Tür und hörte, wie sie mit ihren Freunden und Verwandten tafelte. Sie sprach mit ihnen, schien Antworten zu erhalten und lachte manchmal laut und herzlich. Dann war sie plötzlich eine ganze Weile still, und dann rief sie laut: „Hoch! Hoch! Hoch!“ Einer von ihren Schattengästen hatte wohl einen Trinkspruch ausgebracht, vielleicht auf den König.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Bilder. — Fürst von Hohenlohe-Langenburg, der stellvertretende deutsche Votschaster in Konstantinopel, ist in Langenburg in Württemberg am 13. September 1863 geboren. Sein Vater, Fürst Hermann, verwaltete den Statthalterposten von Elß-Bohringen, von dem er im Jahre 1907 zurücktrat. Der Fürst vermählte sich am 20. April 1896 mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Koburg-Gotha. Der Ehe sind ein Sohn und drei Töchter entsprossen. Bis zum Juli 1905 führte Fürst Ernst die Regentenschaft von Sachsen-Koburg-Gotha. Dann leitete er als stellvertretender Direktor die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Als der Reichstag die Errichtung eines selbständigen Kolonialamtes ablehnte, legte er seine Stellung im September 1906 nieder. — Verdeckte Unterstände für Munitionskolonnen mußten hinter der Front aus dem Grunde geschaffen werden, weil die feindlichen Flieger sonst die Stände der Kolonnen auskundschafteten, sie mit Bomben bewarfen oder ihrer Artillerie die Halteplätze zur Beschießung angaben. Durch die verdeckten Unterstände aber entgehen die Kolonnen der Aufmerksamkeit der Flieger. — Der Brieftaubendienst in der italienischen Armee beschränkt sich im wesentlichen auf das italienische Alpengebiet. Da die Anlegung von Telefonleitungen im Hochgebirge mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist, so verwendet man die Tauben zur Überbringung von Nachrichten von der Front zu den weiter zurückliegenden Stäben. Die Brieftauben werden den Soldaten in Tragkörben mitgegeben. — Mageral, Mühlbach und Breitenbach in den Vogesen sind drei Orte, die in den Berichten über die dortigen Kämpfe oftmals genannt werden. Sie liegen sämtlich sehr anmutig, haben aber jetzt in dem blutigen Ringen um ihren Besitz mehr oder weniger gelitten. — Beim Vormarsch in Galizien hat die österreichisch-ungarische Kavallerie von neuem Gelegenheit gefunden, ihre allbewährte Schneidigkeit zu betätigen. Die Russen fürchten ihre stürmische Verfolgung außerordentlich. So nennen sie die ungarischen Honvedhusaren nach den roten Hosen stets die roten Teufel.

Prinzenerziehung. — König Christian IX. von Dänemark wurde eines Tages bei der Mittagstafel von seinem jungen Sohne nach der Bedeutung eines Ausdrucks gefragt, der auf gut deutsch bedeuten würde: „ein paar hinter die Ohren hauen“. Der König erkundigte sich, wo und von wem er den derben Ausdruck gehört habe. Der Kleine wurde sehr verlegen und wollte nicht mit der Sprache heraus. Erst auf das ernstliche Drängen des Königs gestand er, daß er sich damit belustigt habe, auf die Straße zu gehen, hier und da an den Häusern die Klingel zu ziehen und dann wegzurennen. Einer der Pförtner habe ihm dabei den betreffenden Ausdruck nachgerufen.

Als der Prinz mit seiner Beichte zu Ende war, sagte der Vater sehr ernst: „Schön, mein Sohn, Strafe muß sein, und sie wird darin bestehen, daß du nach dem Essen mit mir zu dem Portier gehst und ihn wegen der albernen Störung um Verzeihung bitten wirst.“

Der Prinz mochte sich sträuben, soviel er wollte, es half nichts. Der König nahm ihn an der Hand, ließ sich nach dem von ihm bezeichneten Hause führen, und dort mußte der kleine Prinz dem Pförtner Abbitte leisten.

Die Fabel vom philosophischen Storch. — Ein Storch grübelte viel über die im Reiche der Vögel bestehende Ungleichheit. Ihn ärgerten die Enten, die im schmutzigen Tümpel unter ihm lebten, die Adler, die auf den wilden Felsen horsteten, und die Nachtigallen, die im Gebüsch ihre Nester bauten. Endlich kam er zu dem Schluß, daß die Erziehung allein die Ursache dieser Mißstände sei. So flog er denn umher und bat sich von der Ente, dem Adler und der Nachtigall je ein Ei aus, um, wie er sagte, einen für die Vogelwelt wichtigen Versuch zu machen, durch den die Gleichheit aller fliegenden Geschöpfe gesichert würde.

Dann brütete er seine Pflegebefohlenen sorgfältig aus. Und siehe: das kleine Entchen war kaum flügge, so stürzte es sich kopfüber in den Tümpel, der kleine Adler flog hinauf in die Felsen, die Nachtigall aber starb, denn sie konnte die Storchnahrung nicht vertragen.

Der Storch klapperte nun in tiefen Gedanken. Daß er sich geirrt haben

würde, gab er nicht zu, war er doch ein weiser Mann, und so sagte er, unbelehrt durch den Mißerfolg seiner Probe: „Meine Grundsätze sind dennoch richtig, ich muß nur nach einem neuen Weg suchen. Ehe nicht alle Vögel Störche sind, ist ein Fortschritt im Vogelreich unmöglich.“

Vergeltung.



Aber so fahren Sie doch schneller, ich veräume ja den Zug!
— Seht net, erst vorige Woch' bin I um zwanzig Markl g'straft wor'n weg'n Schnellfahren, von Ihne, herr Amtsrichter.

So sinnt der Philosoph heute noch über den neuen Weg nach. [C. T.]

Selbsttat einer Telephonistin. — Die Stadt Tollyon in Neumexiko ist unlängst von einer Überschwemmung heimgesucht worden. Bei dieser Gelegenheit hat ein mutiges Mädchen unter Aufopferung ihres eigenen Lebens viele Menschen vom Untergang gerettet. Es war kurz vor Mitternacht. Eine Telephonistin, Esther Rooke, saß allein auf dem Telephonamt, als ein Abonnent, der am äußersten Ende des Tales wohnte, plötzlich anklingelte und meldete, daß eine gewaltige Sturmflut das Tal zu überschwemmen drohe und daß alles Lebende schleunigst auf die Berge flüchten solle. Statt ihr eigenes Leben in Sicherheit zu bringen, blieb die Telephonistin mutig auf ihrem Posten, rief nach und nach telephonisch die vierzig Abonnenten an, die sie mit dem Apparat erreichen konnte, und warnte sie vor der drohenden Gefahr. Alle wurden gerettet. Die mutige Telephonistin aber dachte leider zu spät an sich. Im selben Augenblick, als sie ihr Amt verlassen wollte, wurde das Gebäude von der Sturmflut umgerissen und begrub Esther Rooke unter den Trümmern. [B. M.]

Erdbeben auf Befehl. — Daß es auch Erdbeben auf Bestellung gibt, beweist folgendes Geschichtchen. Vor einigen Jahren weilte der Herzog von Connaught in Japan und wurde dort von den Behörden und vom Hofe in prunkvollster Weise aufgenommen. Als er eines Tages bei einem japanischen Diplomaten zu Gast war, wollte er seinem Wirt eine Schmeichelei sagen und bemerkte: „Das Programm, das Eure Excellenz für meinen Empfang vorbereitet haben, ist so großartig und umfangreich, auch sehr geeignet, mir alle Eigentümlichkeiten Ihres Landes vor Augen zu führen, so daß ich ganz überwältigt bin! — Eines natürlich,“ fügte der Herzog lachend hinzu, „stand nicht in Ihrer Macht in das Programm aufzunehmen, was ich aber gern der Wissenschaft halber miterlebt hätte, nämlich ein japanisches Erdbeben, die ja so häufig sein sollen.“

In demselben Augenblick fing die Erde zu zittern und zu dröhnen an, ein dumpfes Donnergeräusch wurde hörbar, und die Gläser klirrten auf dem Tisch. Der Diplomat sprang auf, und sich mit einer Verbeugung an den Herzog wendend, der ebenfalls erschrocken vom Stuhle aufgestanden war, sagte er, seinen Vortritt rasch erfassend und zugleich seine Ergebenheit ausdrückend: „Das von Eurer königlichen Hoheit befohlene Erdbeben!“ [D. v. B.]

Streu-Arithmogriph.

				1					
				4	2	6			
				4	1	3	2	6	
				3	5	4	4	5	3
				1	2	3	4	5	6
				7	5	6	6	9	3
				4	9	7	7	5	
				5	8	7			

Aus obigen Zahlen ist zu bilden:

1. ein Witzlauter,
2. eine Rei Klang,
3. ein Sinnbild der königlichen Staatsgewalt,
4. ein Kapitalk,
5. eine Alexphanze,
6. eine innerafrikanische Landschaft,
7. ein Trinkgefäß,
8. ein Erzeugnis des Winters,
9. ein Erbsplanter.

Die sich kreuzenden Mittelreihen ergeben das gleiche.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Rätsel-Diskussion.

Selten fürwahr ist das Wort, das sprachlos besteht aus zwei Silben, Trochdem wohl jedermann weiß, daß es doch eine nur ist!

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösungen von Nr. 33: des Homonymus: besorgt; des Wechsel-Rätsels: Raffen, Hasen, Hasen, Hasen, Hasen, Hasen, Hasen, Hasen, Hasen, Hasen.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Karl Theodor Senger in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Der Briefkastenbesuch in der italienischen Winter. (S. 134)
Hof. Kaiser. (Schweizerische Anstalt f. d. K. u. K. Hof.)



Ansicht von Neapel, Mithras und Brückensack in den Bergen. (S. 136)
Hof. Kaiser. (Schweizerische Anstalt f. d. K. u. K. Hof.)

Verheiratete Unteroffiziere für Militärleistungen hinter der Front. (S. 134)
Hof. Kaiser. (Schweizerische Anstalt f. d. K. u. K. Hof.)

mit war. Er ist von Marie, der Tochter des Finanzministers, die sich mit ihrer Mutter in Paris aufhält.
Das junge Mädchen gehörte der Welt und las den Brief, den eine längst verstorbene vor fünfzig Jahren geschrieben hatte.

Am nächsten Morgen kam Herr v. Randen, um sich nach dem Befinden seiner Tante zu erkundigen. Es ging dabei sehr heimlich zu, das Gespräch drehte sich fast nur um die Befinden und um das Wetter. Von Zeit zu Zeit sah er die Gesellschaften fragend an. „Lust du auch deine Schuldbücher?“ sollte das heißen. Aber sie wollte nichts darauf zu antworten und war froh, als er fortging.

Am Tage sagte sie leise: „Herr v. Randen ist ja sehr besorgt um das gnädige Fräulein.“ Und dabei hoffte sie, es werde sich ein vernünftiges Gespräch daraus entspinnen und die Vergangenheit eine Zeitlang verdrängen.

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Er spielt Komödie. Ich habe ihm Vorwürfe gemacht, nun heißt er wohl, ich möge halb sterben, damit er der Herr hier wird.“

„Aber einen halbsterbenden Eindruck macht er doch nicht.“

„Ich kenne ihn. Er ist eben eine Reihe von Jahren bei, meine Freundin Pauline nahm damals Ihre Stellung ein, da wollte er mich ins Irrenhaus bringen. Aber ich merkte, was mir gedenkt war, telegraphierte an meinen Rechtsanwalt, und der verurteilte den Plan. Dann beschloßen wir uns, und er versprach, mit meinen Forderungen zu lassen. Dafür schenke ich ihm die halbe Nacht.“

Nun lebte sie in Erinnerung dieser veralteten Ereignisse, und das junge Mädchen sah ein tiefes Rätsel vor ihr. Nein, wahrscheinlich war die alte Jungfer nicht! Aber so reiche, ihre Entschlüsse lassen kann, muß im Stillen seiner geistigen Kräfte sein, und der Kasse hatte ganz abenteuerlich gehandelt.

„Aber schrecklich war das alles doch!“

Als Helene gegen Abend am Speisesimmer vorbeikam, sah sie, wie die Stämme die Tafel bedeckte. Da lag prächtiges Damastzeug mit großen eingestrichenen Wappen, feinstes Porzellan von letzter Schönheit, Silbergeschloß, geschliffene Gläser und Tassen mit roten Rosen standen dort.

„Das war doch toll! Also ein richtiges Geisteskranker. Hierhergehörig Gedächtnis.“



Der Sommer in Göttingen. (S. 136)
Hof. Kaiser. (Schweizerische Anstalt f. d. K. u. K. Hof.)

Die alte Dame sah im Salon und subierte das Weib. Sie trug es Helene. Die nahm es für einen Grund und las. Jahn Gänge mit kleinen Weisen, und darüber fand als Datum: der sechzehnte August achtzehnhundertvierundvierzig.

Dann sollte sie ihr bei der Toilette helfen.

„An einem solchen Tage muß man sich hübsch machen,“ sagte die alte Dame. „Ich war schrecklich eitel früher, und so oft ich mich dieses Geistes erinnere, beuge ich diesen Fehler von neuem. Ja, wer jung bleiben will, braucht nur eine Jugendfehler zu wiederholen.“

„Das ist eine sonderbare Theorie.“

„Eine ausgesprochene! Natürlich paßt sie nicht für moderne Menschen. Die Unglücklichen! Wenn sie weniger nüchtern wären, würden sie mehr vom Leben haben.“

Sie zog ein altmodisches weisses Kleid an und legte eine kleine Schärze um. Dann puderte sie sich ein wenig. Nun sollte sie ihren Schmuck haben. In Tausenden lagen hier große und kleine Gläser, und wenn sie eines wählte, bligte eine bunte Pracht daraus hervor. Endlich wählte sie ein Perlendolchband.

Dann stand sie vor dem jungen Mädchen, wechelte mit dem parfümierten Taschentuch, um den leichten Kampfergeruch zu vertreiben, der aus dem alten Kleide kam, lächelte und sagte leise: „Wie sehe ich aus? Aber ganz eitel, wenn ich hinten darf, mein Fräulein.“

Helene Martin sah eine jüwelierte Schmucke Person im Kleide eines jungen Mädchens. Es war zum Erstaunen. Aber in den alten Augen lag eine ruhende Bitterkeit: „Tölpel mich, wenn du es vermagst, sei nicht grausam!“

Da lag sie und sagte: „Gnädiges Fräulein sehen wirklich sehr gut aus.“

Die alte Jungfer aber lächelte: „Dann, als ich das Kleid zum ersten Male trug — oh, wie schön war ich damals! Damals brauchte ich keine Juwelen.“ Sie schloß und betrachtete ihre Ringe. Und dann auf einmal, als ob ihr die Wichtigkeit dieses Schopes zum Bewußtsein kam, sagte sie laut: „Sie sind wunderbar jung, mein Liebes Kind, wunderbar jung. Und die Jugend ist der einzig wertvolle Besitz.“

Sie nickte freundlich und ging.